

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

294 (16.12.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 96

Wekung der produktiven Kraft im Kinde.

Ueber dieses Thema sprach lehrerin im Festsaal des Realgymnasiums Freiburg der bekannte Schriftsteller und Pädagoge Scharrmann. Der Leiter der Versammlung, Herr Hauptlehrer Bühler, wies darauf hin, daß für das Kind eine neue Zeit angebrochen sei; man habe jetzt das Wesen des Kindes besser verstanden gelernt und daraus ergebe sich u. a., daß der Schulunterricht, wie er jetzt dem Kinde gelehrt würde, falsch sei. Dem Kinde raubten die ganzen Vorbereitungen zum Leben das Leben selbst. Man sollte dem Lehrerhand zu Hilfe kommen, damit er seinen Beruf mit Begeisterung erfüllen könne.

An obige Ausführungen anknüpfend begann der Referent seinen Vortrag und führte ungefähr aus: Die Reformbewegungen der Schule seien aus der tieferen und besseren Kenntnis des Kindes und seines Wesens hervorgegangen. Der Anschauungsunterricht war das Beste, was man den Kindern bot. Die Schule ging damit außerordentlich gründlich vor, das Kind über solche geistige Kraft nicht zu verbauden, langweilte sich dabei und setzte dem Lehrer passiven Widerstand entgegen. Das Kind müsse nicht nur aufnehmen, sondern auch selbst produzieren. Denn wenn der Mensch etwas schaffen, etwas gestalten will, zwingt ihn diese Aufgabe, sich mit dem Stoff zu befassen; so sei es auch beim Kinde. Wenn das Kind nur auf bestimmte Fragen Antwort geben müsse, interessiere es sich nicht für den Unterricht. Das Kind will produktiv tätig sein. Diese Tätigkeit zeigt sich schon im frühesten Kindesalter. So soll man z. B. bei unbescholtenen Zeichnungen das Kind ganz ernst nehmen und nur darauf aufmerksam machen, was es an der Zeichnung ausgelassen hat, dann käme es schon von selbst darauf, aber niemals solle man anfangen zu korrigieren, denn das fortwährende Korrigieren sei eine ewige Plage für das Kind. Auf das geistige Leben des Kindes kommt es beim Kinde an; dann ist auch die geistige Frucht bei ihm da.

Das Wichtigste ist, daß das Kind selbst nachdenkt. Auch beim Erzählen soll das Kind zum Selbstdenken angeregt werden. Möglichst breit solle man erzählen, nicht knapp, und dieselbe Geschichte in immer neuer Form bringen. Dadurch nehme das Kind das Erzählte viel intensiver auf. Ein breiter Unterricht ist psychologisch richtiger, als ein präziser, knapper.

Der Vortragende erläuterte an dem Beispiel des armen Samariters die Gefährlichkeit dieser Methode, in knappen Fragen zu unterrichten. Das Kind hat hier nichts weiter zu tun, als die Gedanken des Lehrers zu ahnen. Was es selbst erlebt und erfahren, kommt bei einem solchen knappen Unterricht nicht zur Geltung. Man solle die Kinder ruhig fragen lassen, denn die Schule hat nötig, daß das Eigenleben des Kindes zum Vorschein kommt und nutzbar gemacht wird. Mit den Worten: Betrachten Sie meine Ausführungen als Anregung in der Schule oder zu Hause, und legen Sie das Bückchen zugrunde; prüfet alles und das Beste behaltet! schloß Scharrmann seine interessanten Darlegungen, die auf manche Lücke und manche Benachteiligung in der Erziehung der Kinder hingewiesen haben.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier bezeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)
"Von der Lebensfahrt." Gedichte von Friedrich Eichrodt, Verlag von Otto Wilhelm Barth, Leipzig. Ein wirklich erquickendes, herzerfreuendes Bündchen Lyrik legt uns Friedrich Eichrodt, der Sohn des bekannten Ludwig Eichrodt, auf den Weihnachtstisch. Die feinstimmigen, tiefempfundenen Gedichte zeugen von einer intimen Liebe und einer seltenen Größe in der Auffassung der Natur, deren wechselnde Stimmungen der Dichter in formvollendete Verse goß. Er hat ins Innerste der Natur geschaut, hat auf ihre Klänge gelauscht und es uns angedeutet, nicht nur in unserer Heimat, sondern auch in exotischen Gebieten, im heißen Wüstenland Arabiens, wie in den schwülen Nächten des farbenprächtigen Indiens. In seinen Liebesliedern schlägt der Dichter recht warme, neue und ergreifende Töne an, die seine Verse über das Niveau der schwärmelnden Jünglingslyrik weit hinausheben. Besonders zu loben ist das empfindsame musikalische Ohr des Dichters, sein Gehör für Klangwert und Klangwirkung des Wortes, die Eichrodt erschöpfend auszunutzen versteht. Auch ein gutes Stück Maler scheint in dem Dichter zu wachen, der die äußerliche Technik des Versmachens in hervorragendem Maße beherrscht. Nach so vieler erquälter, abstrakter lyrischer Nervenanalyse greift man mit Vergnügen zu einem so tauschlichen, gemütsstärkenden Bündchen, das an Selbstverständlichkeit, Reichtigkeit der Gedankenausdrucksweise, feinesgleichen sucht. Belmont Eichrodt hat einen feinstimmigen und stilvollen Buchschmuck dazu geliefert.
Mölg.
Mannennbuch 1914. Herausgegeben von Prof. Dr. Fridolin. Verlag Neuk und Kta, Konstanz. Mit großer Freude

durchblättern wir das Buch, das auf dem Gebiet der Heimatkunstpflege etwas Neues darstellt — was man von wenig literarischen Erzeugnissen sagen kann — einem Bedürfnis entspricht. Es ist eine Zusammenfassung moderner alemannischer Dichter und Malerleute, und wenn man sie so in einen Rahmen gefaßt sieht, die sonst nur einzeln und zerstreut auftreten, erkennt man freudig über die Fülle künstlerischen Geistes und künstlerischer Begabung in Alemannien. Bayern und Schwaben haben ihre anerkannte und liebevoll gepflegte Eigenart; die Alemannen haben auch ihr Gepräge, aber die weitere Öffentlichkeit erfährt zu selten davon. Deshalb ist die Arbeit des Herausgebers, Prof. Fridolin, eine verdienstvolle Tat, und es scheinen uns darin Reime zu liegen, die sich zu den erfreulichsten Möglichkeiten auszuwirken könnten. Es schwebt uns der Gedanke vor, daß dieses Alemannenbuch vielleicht dereinst als periodisch erscheinende Zeitschrift, als Jahresschau oder wenigstens als Kalender herausgegeben wird. Fridolin hat es verstanden, zur Ausstattung des Werkes ein vorzügliches Auswahl zu treffen. Alle Beiträge sind Werken, es ist kein einziger geringer darunter. Da plaudert Hans Jakob über sein Heimatstädtchen. Paul Körber gibt uns Proben seiner Dichtkunst in der heimeligen Schwäbischwälder Mundart. Ihm gelingen ernste und heitere Sachen gleich gut. Eine ansprechende Kindergeschichte "Der Berg" stammt aus der uns längst vertrauten Feder des feinstimmigen Emanuel Bodmann. Der leider kürzlich verstorbene P. S. S. tritt mit einigen glänzenden Aphorismen auf. S. Ernst Kromer liefert eine Novelle aus Tassos Leben, ein hübsches Stück in klassischem Marmorstil geschrieben. Nicht weniger lobenswert sind die Beiträge von Otto Goertz, O. S. Naupp, A. Gantner und Karl Berner, dessen idyllische Erzählung "Ein Strohwitwer" eine ebenso starke Begabung verrät, wie das schlichte Gedicht: "Beste Fahrt". Von den Bildern seien zwei Radierungen besonders erwähnt, ein trauliches Stillleben von Altmeister Thoma und eine Berglandschaft von S. D. A. R. Frische, stimmungsvolle Schwarzweißlandschaften, von denen denen wir Reproduktionen mit Freuden ins Zimmer hängen würden, liefern R. Mutter aus Surlach und S. Dischler. Gleichwertig sind die Beiträge von A. Glattacker, Hans Bühler, Karl Schuster und Ernst Häufler. Wir wünschen dem reichhaltigen, gelegenen Bündchen eine gute Aufnahme und schließen uns mit ganzem Herzen dem Wunsche an, den Prof. Fridolin in der Vorrede ausspricht, daß sich diese alemannischen Künstler und Dichter zu färlender Einheit zusammenfinden. Dazu könnte das Alemannenbuch als dauerndes Publikationsorgan viel leisten.
Mölg.

In Freien Stunden. Wochenschrift. Romane und Erzählungen für das arbeitende Volk. Mit dem 1. Januar beginnt einer neuer Jahrgang dieser gern gelesenen illustrierten Zeitschrift. Bestellungen zum Preise von 10 Pf. pro Heft nehmen jetzt schon alle Buchhandlungen, Expediteure, Kolportage- und Postanstalten entgegen. Aber auch der gegenwärtig laufende Band, der mit dem 1. Juli begonnen hat, kann allen neu hinzutretenden Abonnenten nachgeliefert werden.

Plutus. Kritische Wochenschrift für Volkswirtschaft und Finanzwesen (Herausgeber Georg Bernbard). Inhalt vom 50. Heft des zehnten Jahrganges: Streitige Faels. Von W. H. von. — Neoue der Presse: Zusammenbruch eines österreichischen Bankhauses. — Konkurrenz der Sparbanken und Banken. — Deutscher englischer Wettstreit um die mesopotamischen Petroleumquellen. — Die finanzielle Lage in den Balkanländern. — Prospektierung der Diamantregie. — Aus den Wärsenwälen. — Prospektierung der Diamantregie. — Umfah der A. E. G. — Der viedere Alkohol. — Bankiers als Zeugen. — Sangha-Dubangui. — Antworten des Herausgebers. — Chefs und Angestellte. — Neue Literatur. — Generalversammlungen. — (Abonnement vierteljährlich per Post, Buchhandlung und direkt vom Plutusverlag 4,50 Mk.) Probehefte gratis in jeder Buchhandlung und vom Plutusverlag, Berlin W. 62, Meißstr. 21.

Stenographisches Protokoll der deutsch-französischen Verständigungskonferenz. Abgehalten am Pfingstsonntag, den 11. Mai 1913, zu Bern. Herausgegeben vom Organisationskomitee Preis 25 Pf. Zu beziehen durch alle Parteibuchhandlungen.

Die Rechte der Landarbeiter aus der Unfallversicherung. Gemeinverständlich nach der Reichsversicherungsordnung und den Entscheidungen des Reichsversicherungsamtes dargestellt von Rud. Wed. 32 Seiten. 20 Pf. Verlag von Mich. Lipinski, Leipzig.

Ein Sachmann auf dem Versicherungsgebiet hat in der Broschüre die häufig komplizierten Versicherungsfälle der Land- und Waldarbeiter und deren Angehörigen nach der Reichsversicherungsordnung und den Entscheidungen des Reichsversicherungsamtes behandelt und gibt den Land- und Waldarbeitern nicht nur Aufschluß über das Versicherungsverhältnis und seine Grenzen, sondern auch, aus der Erfahrung geschöpft, manchen guten Rat. Ein Sachregister erleichtert die Uebersicht. Das Bündchen kann darum bestens empfohlen werden.

Unterhaltungsblatt zum Volkstreund.

Nr. 96.

Karlsruhe, Dienstag den 16. Dezember 1913.

33. Jahrgang.

Der Hunger.

Aus den Erinnerungen eines Arbeitslosen.
Irgendwo, in einer der Schriften des verstorbenen Freiburger Theologieprofessors Alban Stolz las ich einmal in Bezug auf den Hunger etwa folgende Sätze: Denn, es verfehlt mich diese Nahrungslosigkeit in einem Gefühls- und Glückszustand, wo die Seele oft wie berauscht ist vom Lebensgefühl und in geistiger Hochlust sich wiegt. Es ist wie wenn die Seele und das Leben viel höher und mächtiger loderten und flammten und als wäre viel Nahrung gleichsam Dung, der auf die Flammen geworfen wird und sie mehr oder weniger erstickt."

Dieser gute deutsche Theologieprofessor mag von seinem Standpunkt aus recht haben. Der Hunger hat eben viele Nuancen. Ein wenig Sport oder Diätungen mag für gut genährte Theologen oder belebte Mönche sehr beförmlich sein. Bekritten soll auch nicht werden, daß durch Hunger, wenn er nicht allzulange dauert — die Gehirn-tätigkeit angeregt — ja sogar ideale Gedanken entflammt werden können.

Unfreiwilliges Hungern, andauerndes Hungern aus Not — löst jedoch Empfindungen und Gedanken aus, die schwerlich die Sympathie eines Theologieprofessors gewinnen mögen. Wenn man wie unsereiner, Jahre hindurch als Ausgesperrter und Arbeitsloser häufig, ja zuweilen mehrere Tagelang hintereinander zu unfreiwilligem Hungern verurteilt war, und nicht nur das, wenn man zusehen mußte, wie die eigene Familie elend darbe und einem jede Möglichkeit genommen war, es zu ändern, dann kann man wohl einigermaßen ein Urteil über die Wirkung des Hungers haben und man kommt, wie gesagt, zu anderen Resultaten als ein aus Diät hungernder Theologieprofessor.

Die Atmosphäre des Hungers ist belebt von Dämonen und Teufeln, sie ist heiß von den geheimen Feuer unterdrückt Dual, ständig von Verwesungsgerüchen. Mit Hunger ist sittlicher und körperlicher Niedergang verbunden. Hunger macht hart, Hunger macht schwach, Hunger macht kleingläubig, Hunger zerstört und zerlegt, Hunger gibt Entsetzen, schafft Dämonen, entdeckt Abgründe und Höllen in uns, Hunger weckt Verwünschung und nährt Haß und schürt das Feuer der Empörung. Und wenn je die Angst vor einem murrnden Hunger, das Entsetzen vor einer trostlosen Schicksalsöde, die Wut über die Unempfindlichkeit der Satten im Herzen sah, der weiß! Es danke dem Schöpfer, wer nie hungerte und hüte sich über Zustände zu richten, die ihm fremd sind."

Diese Charakteristik des Hungers, die einmal ein vom Schicksal heimgesuchter Hamburger Künstler gab, finde ich nach meiner Erfahrung zutreffender als jene des Freiburger Theologieprofessors.

Zu Nürnberg wars, im strengen Winter 1907, seit Monaten arbeitslos, bewohnte ich weit draußen in einem Vorstadtviertel zwei Partierzimmer, die zu einem Metzgerladen gehörten, in dem sich eine von einer Radnerin geleitete Filiale eines Nürnberger Metzgermeisters befand. Fünf Mark die Woche — machte die Miete. Durch unfreiwilliges Hin- und Hertwandern war ich mit Beiträgen in meiner Gewerkschaft rückständig — ich bezog keinerlei Unterstützung. Ich lebte mit meiner 19köpfigen Familie von dem, was ich mir gelegentlich durch Mitarbeit an Zeitungen verdiente, es war verflucht wenig, was ich mir damals als ein vollständig Unbekannter erscrieb. In meinem Beruf als Solzarbeiter war mir jede Erziens abgeknitten.

Mit 5, 6, und, wenn es gut ging 10 Mk. gelegentlichem Sonorar pro Woche mußten die Lebensbedürfnisse für 9 Personen bestritten werden. 5 Kinder, die zur Schule

gingen, hatten fast täglich Schulartikel nötig. Es war trotz allen Rechnens und Einteilens der Hunger unser ständiger Gast. Von den Sorgen und Beswerden, die unser und der Kinder mangelhaftes Schulzeug (die Kinder hatten einen weiten Schulweg) gar nicht zu reden. Und erst diese Folter durch die Kälte! Ich konnte mich zuweilen erwärmen, da ich täglich den Lesesaal des Germanischen Museums, des Gewerbemuseums oder die öffentliche Lesehalle besuchte, um mir Material und neue Anregung für meine schriftlichen Arbeiten zu holen. Aber ich suchte mich auch dort im warmen Saal nicht wohl, ich mußte, daß daheim die Weinen vor Kälte zittern. Als es mir unmöglich war, zuweilen Kohlen zu beschaffen, ging ich nachts hinaus in den nahen Reichswald, um dort Holz zu — holen. Es war das eine verdammt unangenehme Sache, meine defekten Schuhe schützten mit in dem sumpfigen Waldboden nicht vor Rässe und diese ewige Angst erwischte und angezeit zu werden, wurde manchmal zur wahren Folter. Nur allzu häufig erfuhr ich, daß arbeitslose arme Teufel, die im Reichswald einige dürre Äste holten, um daheim den ihren eine warme Stube zu bereiten, erwischte und abgeurteilt wurden. In den Straßen der Vorstadt hatte die Polizei und draußen im Walde das Forstpersonal auf derlei Leute ein scharfes Auge. Einmal wars, in einer Januarnacht, ich hatte die Mitternachtsstunde abgewartet, und schritt nun hinaus und die menschenleere Straße entlang dem Walde zu. Am herrlichen Winterhimmel glitzerten unzählige Sterne. Bäume und Strauchwerk an der Straße und in den Vorgärten waren mit dickem Raureif überzogen, das Licht der einsamen Gaslaternen fiel darauf und erzeugte wunderbare Lichteffekte im Gezweig. Es war ein Flimmern und Blinken, als hingend Diamanten an den Ästen. Ich hatte jedoch keine Zeit, dies alles zu bewundern und mich daran zu freuen, ich trachtete in den Wald hinauszukommen. Durch meine dünne Kleidung schnitt die Kälte, mich fro. Nach einer Stunde etwa kehrte ich wieder. Es war ein gehöriges Bündel Holz, den ich auf der Achsel schleppte, die rasche Arbeit und die Furcht von jemandem betroffen zu werden, ließ mir die Kälte nicht mehr fühlen, es war mir ganz heiß und ich schwitzte unter der Last meines Bündels. Kurz vor den ersten Gäßern machte ich Halt, ich wollte mich vergewissern, daß kein Schutzmann in der Nähe sei, ich besah meinen Bündel, befühlte die Äste und Prügel und malte mir aus, wie mollig unser Zimmer werden wird, wenn im Ofen das Feuer prasselte, ich sah schon wie die Kinder herumstünden, sich gründlich durchwärmten und aufstauten. Nüchlich blinkte vor mir eine Pichelhaube auf. Etwa zehn Schritte Entfernung tauchte, in den Mantel gehüllt, ein Schutzmann auf und kam mir entgegen. Mich packte die Wut, es reizte mich förmlich einen Prügel zu nehmen und zuzuschlagen, allein blüßschnell überdachte ich die Folgen; bei dem Gedanken an meine Familie kam ich rasch davon ab. Aber mich arretieren zu lassen? Nein! Ich ließ den Bündel liegen, machte kehrt und lief wieder dem Walde zu, mit nach, halt! rufend der Schutzmann. Den Tag vorher hatte ich gehungert, meine Kräfte waren zu Ende, auf der Straße hätte wohl bald der Schutzmann mich eingeholt. Am Waldbrand sprang ich seitwärts über einen Graben, geriet aber in einen Sumpf, dessen Eisdecke durchbrach. Mühsam, bis an den Unterleib durchnäßt, arbeitete ich mich heraus und gelangte auf einem Umweg mit leeren Händen — von Frost durchschüttelt — nach Hause. Tagelang lag ich im Fieber zu Bett. Als das Fieber vorüber war, merkte ich, daß ich, wie schon früher einmal, an Rheumatismus litt. Es folgte eine entsetzliche Zeit. Von meinem Schlafzimmer führte eine Tür in den Metzgerladen, die, da sie nicht benützt wurde, allerdings geschlossen war. Unmittelbar daran stand mein Bett. Jedes Geräusch, jeder Laut im Metzgerladen war in meinem Bett

wahrzunehmen. Ich litt an Schlaflosigkeit und der Schmerz in meinen Gliedern war oft kaum zu ertragen. Aus allen Winkeln grinst die Not — und wir hungerten. — Gegen 5 Uhr des Morgens wurde täglich der Metzgerladen geöffnet. Dies war für mich der Beginn einer regelrechten Forderung. Zuerst wurde der eiserne Kolladen heruntergezogen. Arrrrrr Bumm! Es gab dies allemal einen Schlag, daß die Wand und mein Bett zitterten und der mir durch Mark und Bein ging. Alsdann begann das Gantieren im Laden, es wurde Fleisch zurecht geschnitten, gewiegt, gehackt und gewogen. Gegen halb 6 Uhr kamen die Arbeiter, die in den nahen Fabriken arbeiteten, um ihr Frühstück einzukaufen. Um 15 Pfennig Speckwürst, für 20 Pfennig Schinken, für 15 Pfennig Pressad, ein Kippel, für 12 Pfennig Leberkäse usw., so ging es, bis um 6 Uhr die Fabrikspeise erkundete. Jeder schlug die Lüre zu (so schien es mir wenigstens), was mir jedesmal einen schmerzhaften Stich verursachte. Nach 6 Uhr kamen die Hausfrauen und Dienstmädchen, um für den Mittagstisch einzukaufen. Ein Pfund Schweinefleisch, 5 Koteletts, 1 Pfund Ohnienfleisch, so ging es stundenlang. Eine Frau erzählte, daß ihr Mann so gern fettigen Kammsbraten isst, eine andere wünscht Filet, eine dritte läßt sich Hackbraten zurecht machen, wieder eine andere spricht davon, daß sie zum Kalbsbraten gerne Möse esse. Es werden Kochrezepte durchgesprochen und Menus aufgezählt. Manchmal wußte ich am Vormittag gegen 10 Uhr von Dutzenden von Familien aus der Nachbarschaft, was es zum Mittagstisch gibt. Gegen 8 Uhr kamen meistens, bevor sie zur Schule gingen, meine Kinder ans Bett, um abje zu sagen. Die größeren sprachen mir vom Hunger — die siebenjährige Gertrud drehte sich oft unter der Tür wieder um, kam manchmal zu mir und flüsterte leise: „Heute gibts wieder gar kein Brot“ —

Um 9 Uhr abends wurde der Laden geschlossen. Arrrr Bumm! Es gab mir jedesmal einen Stoß, der mir durch Mark und Bein ging. Wochenlang ging es so. Schlaflose, martervolle Nächte! Die Kinder fingen im Schlafe zuweilen zu fantasieren an, sie sprachen von Fleisch, sie frickten sich um Brot und Milch. — Jeden Morgen um 5 Uhr wurde der Laden geöffnet rrrrrrr Bumm! Es begannen die Tantalusqualen —

Eines Tages kam der Metzgermeister, dem ich die zwei Zimmer abgemietet hatte. Ich war drei Wochen Miete schuldig. Der dieke in einem prächtigen Pelzmantel gehüllte Mann war aber trotzdem sehr höflich gegen mich. Er fragte mich, wie es mir ergeht und bedauerte meine Krankheit. Schließlich teilte er mir in sehr höflicher Form mit, daß ich binnen drei Tagen die Wohnung zu verlassen habe, ich sei ein vernünftiger Mann, so meinte der Gute, ich werde selbst einsehen, daß er nur Mieter brauchen könne, die pünktlich zahlen. . .

Ich dachte an die Würste und Schinken nebenan, an die Koteletts und Hammelbraten und an die verschiedenen Menus, von denen ich jeden Tag nebenan so viel hörte, ich dachte an das Türzuschlagen und an das schreckliche Klaffeln und Aufschlagen des Kolladens, nun soll ich davon Ruhe bekommen und nicht täglich vom frühen Morgen an damit gepeinigt und gefoltert werden. Ich wäre aufgestanden und hätte dem Manne in dem dicken Pelz, der mich von all dem befreien will, vor Freude sicherlich die Hand gedrückt — hätten mich meine schmerzenden Glieder nicht daran gehindert. K. H.

Eine Bebel-Gedenkfeier in der Kirche.

Aus Zürich wird uns vom Sonntag geschrieben: Wenn die deutschen Predigten im August schon wütend darüber waren, daß während des unergelichen Leidenzuges unseres August Bebel die Gloden der St. Jakobskirche läuteten — was werden sie erst sagen, wenn sie hören, daß heute die bemerkenswerten von allen Bebel-Gedächtnisfeiern in einer Kirche abgehalten wurde! Und wenn sie ferner erfahren, daß diese Kirche durch diese Feier nur gewonnen hat!

Am Morgen von Zürich, hoch oben am Käferberg, da wo man

einen herrlichen Ausblick auf den Zürichsee, auf die Stadt, den Letliberg und auf das ganze Alpenpanorama hat, steht die Kirche Wipkingen. Ein neuer, moderner Bau, der innen außer den Linien seiner Gewölbe und einer hellen Holztafelung keinerlei Schmuck aufzuweisen hat, weber an den üblichen Wäldern noch Statuen noch sonst an Kirchenutensilien. Heute aber hat die Kirche ein Festtagsgewand angelegt: die Züricher Stadtgärtnerei hat ein prächtiges Arrangement von Palmen und Lorbeerbäumen aus dem Stadtwald unter der Kanzel hergerichtet, und inmitten dieses leuchtenden Grüns prangt auf dem Taufstein die schneeweiße Büste Bebel's, die Julius Olvis Künstlerhand hier in Zürich angefertigt hat. Ueber seinem Haupte aber ragt die Kanzel herüber, auf welcher heute der alte Veteran und Alterskollege Bebel's, Hermann Greulich, das Gedächtnis des unergelichen Katen ehren soll.

Eine Viertelstunde vor Beginn der Feier schon war die Kirche fast gefüllt von Männern und Frauen aus allen Stadtteilen, läuteten die Gloden einen feierlichen Hebebeuf. Kirchengloden, die zur Bebelfeier einladen — es war wie ein Fingerzeig in die Zukunft. Mithell erkannte jeder der andächtig wartenden Teilnehmer, wie prächtig doch die Kirchen sich zu Versammlungshäusern eignen und wie wir aller Soalnot enthaben sein werden, „wenn wir erst soweit sind“ . . . Als der letzte Glodenton verhallt war, setzte leise die Orgel ein. Franz Bisz's Oratorion de la chapelle Sixtine erklang wehmütig erklingend, andächtig mahnend ans Ohr der Zuhörer. Dann aber erbraust wider Sturm die Kirche — drei Männerchöre singen Utmanms gewaltige Hymne an die Freiheit und ergreifend fohst es uns ans Herz: „Nimmer im Staube soll man uns knechten, nimmer uns brechen den männlichen Mut“ Es ist uns, als bewegte die weiße Büste für Augenblicke die Augenlider — und die ersten Tränen der Ergreiftheit stießen. Ein Augenblick Pause — dann wiederholen die Sänger, was sie am Grabe unseres Führers am 17. August gesungen: „Stumm schläft der Sänger, dessen Ohr gelauscht hat an anderer Welten Tor . . .“ Dann ein kurzes Oratoriumteil Händels: die Arie der Achah aus „Jofua“ — gesungene Sehnsucht in ergreifenden Tönen — dann der Mittelstich aus dem D-Moll-Konzert für 2 Violinen und Orgel vom großen Meister Seb. Bach — und im nächsten Augenblicke leuchtete über dem weichen Vorderhaupte des toten Bebel die weiße Löwenmähne Greulichs auf der Kanzel, der nun in einfündiger Rede unseres Führers Werden und Wirken schilderte und seine Bedeutung für die Internationale der Arbeit laut verkündete.

Gottfried Kellers herrliche Vision „In Duft und Reiz“ legte der Redner seinen Betrachtungen zu Grunde. „Es ist auf Erden keine Stadt, Es ist kein Dorf, daß stille Gut Nicht einen alten Kirchhof hat, Darin der Freiheitsmartyrer ruht.“

Und dann schilderte Greulich, wie Bebel's Brust ergriffen gewesen ist vom Leiden einer ganzen Volksklasse, wie die soziale Not von Millionen Armer sein Herz ergriffen und ganz angefüllt hatte, schilderte Bebel's Werk, das er der Arbeiterbewegung hinterlassen, pries seine tapfere Haltung von 1870 und seine große Kunst, die Einheit der deutschen Arbeiterbewegung wahr zu helfen und rief es laut aus, daß es Bebel zu danken sei, wenn die große Partei des deutschen Reiches ihren Grundstapen und ihrem Programm in allen Situationen treu geblieben sei, all die Jahrzehnte hindurch seit 1876. Greulich illustrierte die Rede mit Bibelstellen, die sonst an dieser Stelle wohl ganz anders gedeutet und ausgelegt werden: Die Delbergsgänge im Garten Gethsemane sei auch über Bebel gekommen; auch er habe jeder Führer Stunden gehabt, da er sich habe fragen müssen: ist die Aufgabe nicht doch zu schwer für dich? Aber die große Verantwortung den Massen der Hoffenden gegenüber habe immer wieder neue Kraft verliehen. Bebel habe wie Moses auf dem Berge Rebo gestanden und einen Wid tun dürfen ins gelobte Land der Verheißung. Aber im Gegensatz zu den Kindern Israels, die Moses aus Aegypten geführt, sehten sich die von Bebel Geführten nie und nimmer zurück nach der Vergangenheit. Denn auch sie steigen auf die Berge der Wissenschaft, von wo sie Ausicht haben in die Zeit, da die Kultur einen Genuß für alle bedeutet; auch sie sind, wie es im Hohen Liede heißt, stark durch die Liebe, wie Bebel, auch sie sind wie er immer mehr von dem Drang befeelt, die Welt umzugestalten und den Weg zur Freiheit und zum Genuß für alle zu bahnen.

Vier durchbrach das Empfinden der Zuhörer alle Rücksicht auf Umgebung und Ort und lautes Weisfallklatschen erscholl durch die Kirche, just wie am 21. November 1912 im Wälder Winter, wo die anwesenden Geistlichen bekanntlich erklärten, daß sie das für etwas ganz Natürliches und aus dem Rahmen der Kirche nicht Herausfallendes angesehen hätten. Ein Karzgetho von Händel und die Sarabande von Bach, sowie Wachs „Komm Führer Tod, führe mich in Frieden, weil ich der Welt bin müde“ bildeten die Umrahmung der Rede und dann traten noch einmal die Sänger vor, um Otos sadenden Chor: „Der Rißler Krei-

heitssturm“ zu singen. Nach dem Hinausgehen Klang es uns lang im Ohre, was hier von den Wänden der Kirche widergehallt war:

Der Sturm führt nun daher mit Macht,
Die träge Welt ist aufgewacht,
Und was da atmet Grob und Klein,
Frohlockt beim Gewitterheim . . .
Drum greißt laut mein junges Blut
Der Freiheit Wetterschlag,
Der weithin flamm mit greller Blut
Am furchbar schönen Tag.
Am Todesstag der alten Zeit,
Der uns von schwerem Joch befreit,
Der Wahlfahrt allem Volke schiedte
Und alles Land mit Frieden schmiedte.
Heil, Heil! Heil dir, du Wetterkeck,
Heil dir, du hast uns Licht gebracht!
Der schwere Dunst, er zieht davon:
Die Freiheit! Die Freiheit steigt auf den Thron!

Der Hausleerer.

Von Emil Unger.

Er ist bekannt, er ist gefürchtet, er ist allüberall, er ist der Schrecken sämtlicher Versammlungsbefucher. Ohne ihn keine Versammlung, keine Versammlung ohne ihn. Ob politisch oder unpolitisch, ob öffentlich oder nichtöffentlich, er ist in jeder Versammlung zu finden. Es gibt keine Frage zwischen Himmel und Erde, an die er sich nicht herannaagte. Er redet immer und hat nie etwas zu sagen. Eine Versammlung, in der er nicht geredet hätte, wäre verfehlt, zwecklos gewesen.

Er redet nie unter einer halben Stunde, meist aber viel länger. Wenn er bereits dreimal geredet hat, beklagt er sich, daß man ihn in perifer Weise nicht zu Worte kommen lasse und bricht eine Ranje für das Recht der freien Meinungsäußerung. Der Leitung wirft er vor, daß sie ihn absichtlich nicht in die Rednerliste eingetragen oder andere Redner ihm vorangesezt habe. Er ist immer mißtrauisch und immer in der Opposition. Von Zeit zu Zeit meldet er sich zur Geschäftsordnung und nach jeder Debatte zu einer persönlichen Bemerkung.

Er beginnt jede Rede so: „Ich hätte eigentlich nichts mehr zu sagen.“ — oder: „Mein Vorredner hat mir schon alles weggenommen, aber —“, oder: „Ich werde mich kurz fassen.“ Schlußrufe beirren ihn nicht. Auf sonstige Zwischenrufe geht er jedoch mit behaglicher Breite ein. Er schwieft immer sehr weit in die Ferne, auch wenn das Gute so nahe liegt. Wenn in einer Betriebsversammlung es sich darum handelt, an den Arbeitgeber das Ersuchen zu richten, Handluder und Spundnäpfe anzuschaffen, so kommt er gewiß auf den Balkantrieb, auf den Säuglingsstuh, auf den Austritt aus der Landeskirche und die Jesuitenfrage zu sprechen.

Er verwohrt sich stets sehr energisch gegen den Vorwurf, nicht zur Sache gesprochen zu haben. Eine Versammlung, der er beivohnt, darf frühestens vor Mitternacht nicht enden. Wenn er sieht, daß er nicht mehr zu Wort kommt, stellt er einen Schlußantrag.

Einen Stoß Anträge und Resolutionen bringt er regelmäßig schon sein säuberlich geschrieben von zu Hause mit. In Mitgliederversammlungen beschuldigt er jedesmal den Protokollführer, diese oder jene Stelle aus seiner Rede in der vorhergehenden Versammlung böswillig unterdrückt oder entstellt zu haben. Der Zeitungsberichterstatter ist in seinen Augen die verkörperte Unfähigkeit, da er seine Ausführungen stets direkt auf den Kopf stellt und schandmäßig kurz widergibt. Er schickt daher der Zeitung mit tödlicher Sicherheit nach Erscheinen des betreffenden Versammlungsberichts eine dahingehende Richtigstellung, daß er nicht so, sondern so gesagt habe. Niemals berichtigt er, überhaupt nicht geredet zu haben.

Mit dem Besuch der Versammlungen ist er nie zufrieden und schmerzlich konstatiert er, daß das Interesse für die Versammlungen immer geringer werde und der Indifferentismus unter den Mitgliedern beängstigend zunehme. Er veräißt auch nie, sich als das Musterbeispiel

eines gewissenhaften Versammlungsbefuchers vorzustellen und erörtert im Anschluß hieran, wie das Versammlungsleben reformiert werden müsse, und welche Maßnahmen zu treffen seien, um die Interesslosigkeit unter der Masse zu bekämpfen und sie zu regem Versammlungsbefuch wieder zu erziehen.
Das ist der Hausleerer.

Für unsere Frauen.

Das Zentrum und die Frauen.

Ueber die Beteiligung der Frauen am politischen Leben sprach auf dem Zentrumsparlament für den Kreis Aachen-Land am 7. Dezember der Kaplan L u m m e r i c h aus Eschweiler. Er erklärte, daß das Zentrum sich der Agitation unter den Frauen mehr wie bisher annehmen müsse. Das Wachstum der sozialdemokratischen Frauenbewegung zwingt das Zentrum, die ihm zugänglichen Frauen unter seiner Fahne zu sammeln. Der Kaplan wies auf die Art der sozialdemokratischen Frauenagitation hin und führte nach einem Bericht in Nr. 284 des Nachener „Volkstfreund“ aus:

„Wie überall, bemüht sie (die Sozialdemokratie) sich auch bei uns allen Eufnes, die Frauen, die Hausfrauen und Mütter zu erfassen, das Parteiwesen auch an sie heranzubringen. Der eine Weg geht über den Mann. Ihm wird die Pflicht aufgelegt, die Frau zu beeinflussen, daß sie das sozialdemokratische Parteiblatt abonniert, daß sie dem sozialdemokratischen Konsum beiträgt, daß sie schließlich auch der Partei beiträgt, daß sie ihre Söhne und Töchter der sozialdemokratischen Jugendorganisation zuführt. Der andere Weg geht direkt an die Frau. Man weiß, daß das religiöse Leben unserer Frauen ein Haupthindernis ist, die Frauen für den Sozialismus zu gewinnen. Davon redet man also vorerst nicht. Man sacht die Frau von der wirtschaftlichen Seite. Die Schutzgesetzgebung des Staates vernachlässigt dich. Der Staat ist ein Klassenstaat und nur für die Reichen da. Man sagt der Hausfrau: Du mußt dich um Politik kümmern, denn die Politik redet in dein Haus und Heim hinein. Wenn du den Lohn deines Mannes zählst, nimmst dir die Politik einen Teil als Steuer weg. Du gehst zum Bäcker und Metzger und kaufst Lebensmittel. Die Politik hat einen Roll darauf geschlagen, so daß du mehr zahlen mußt. Du findest also Politik in Rippen und Rippen, in Keller und Speicher, selbst im Kochtopf. Die Politik ist auch immer gegen dich. Denn der Arbeiter gilt nichts: Man geht über ihn hinweg. Besser wird es erst, wenn alle Männer, also auch dein Mann, sich unserer Partei anschließen. Die ist allein die wahre Arbeiterpartei. Wie wirken solche Reden? 150 000 Frauen sind Mitglieder der sozialdemokratischen Partei, 112 000 lesen die sozialdemokratische Frauenzeitschrift. Solche Zahlen reden ganze Bände.“

Der Kaplan Lummerich weiß also sehr gut, daß die ange-deutete sozialdemokratische Aufklärungsarbeit bei den Frauen sehr anpricht. Warum spricht sie an? Weil alles das, was der Kaplan dem sozialdemokratischen Agitationsstoff entnimmt, wahr und richtig ist. Nach dem vorliegenden Bericht hat der Kaplan auch nicht einmal den Versuch gemacht, die von ihm angegebenen Tatsachen, die die Sozialdemokratie für ihre Propaganda unter den Frauen benutzt, zu erschüttern. Wenn dieser sozialdemokratische Agitationsstoff nicht angenehm, ja geradezu gefährlich für dieses ist, so doch nur deshalb, weil das Zentrum mißschuldig an der wirtschaftlichen Not der Arbeiterfamilien ist. Die Politik des Zentrums verteuert die Lebenshaltung der Arbeiter, indem sie die Lebensmittel mit Zöllen und Steuern delegt. Herr Lummerich hat ganz recht, sobald die denkende Arbeiterfrau hinter diese Wahrheit kommt und erfährt, daß das Zentrum für diese Verteuerungspolitik mit verantwortlich ist, steht sie in der Politik zur Sozialdemokratie und nicht zum Zentrum.

Statt nun dem Zentrum anzugaten, in Zukunft von der sehr unchristlichen Wucher- und Steuerungsolitik abzulassen, um so die Arbeiterfrauen für sich zu gewinnen, empfiehlt Herr Lummerich den Zentrumsagitatoren an, bei den Frauen die religiösen Empfindungen mehr als bisher zu färten. Die Frauen sollen religiös fanatisiert und so gegen die Agitation der Sozialdemokratie gefeit werden. Diese Art der Abweh-agitation der schwarzen Verrüger mag einige Zeit noch ziehen, auf die Dauer aber wirkt sie nicht. Dafür wird die Sozialdemokratie schon sorgen. Die Zentrumspolitik und das Christentum, das die Wahrheit und die Menschenliebe predigt, sind nicht zu vereinbaren. Weil es so ist, werden die katholischen Arbeiterfrauen den Schaden schon mehr und mehr erkennen, den sie sich selbst antun, wenn sie der berlogenen und arbeiterverräterischen Zentrumsparlei nachlaufen.